

Interview für das bulgarische Magazin „Hristianstvo i kultura“ (Redakteur: Vladislav Atanassov)

Was die kirchenpolitischen Rahmenbedingungen Hochwürdiger Herr Bischof, Sie sind in einer der traditionsreichsten protestantischen Gegenden geboren und wuchsen in einem totalitären Regime auf, welches sich offen gegen die Kirche und für den Atheismus aussprach. Wie kamen Sie zum Katholizismus und wie konnten Sie unter solchen Umständen Ihren Glauben leben?

Zunächst einmal bin ich in Verhältnisse hineingeboren worden, die christliche Sozialisation ermöglichten und sogar begünstigten. Alle meine Verwandten waren katholisch, und so wurde ich selbstverständlich als Säugling bereits getauft. Soweit ich mich erinnern kann, haben meine Eltern ihren christlichen Glauben recht natürlich, unverkrampft und anregend gelebt. Ihn auch mir näher zu bringen, war ihnen ein wichtiges Anliegen. Und so wurde abends und bei Tisch gebetet, auch sonst von Gott gesprochen und sich am Kirchenjahr orientiert. Außerdem gehörten wir zu einer sehr lebendigen Gemeinde mit überzeugenden Seelsorgern, ansprechenden Gottesdiensten, engagierten Familienkreisen und vielen Kinder- und Jugendgruppen. Der kirchlich verantwortete Religionsunterricht fand nachmittags in den Räumen der Gemeinde statt. Ich empfieng – durch Eltern und Katecheten gut vorbereitet – die Erstkommunion und dann auch die Firmung. Mich auf unserem Kirchengelände mit anderen Gleichgesinnten zu treffen, wurde immer mehr meine Welt, vor allem, nachdem ich Ministrant geworden war. Viele Christen aus meiner Heimatgemeinde sind durch ihre überzeugende Lebenshaltung auf mich nicht ohne nachhaltigen Eindruck geblieben. Dass dann irgendwann in mir die Vorstellung aufkam, Priester werden zu wollen, erscheint angesichts solcher positiver Erfahrungen fast folgerichtig.

Zweifellos versuchte der Staat, in dem ich groß geworden bin, jegliche Religion und besonders den Einfluss der Kirchen – durch Erziehung und Bildung, Agitation und Propaganda, Abwerbung und Druck – zurückzudrängen. Das ist vielfach auch gelungen. Dennoch gab es für uns Christen in der DDR – im Unterschied zu den anderen sozialistischen Staaten – manche erstaunlichen Möglichkeiten, sich nicht nur zu Gottesdiensten zu versammeln, sondern auch gemeinsam über den christlichen Glauben zu sprechen oder kirchliche Einrichtungen wie Kindergärten und Krankenhäuser oder Verlage und kirchliche Hochschulen zu betreiben. Ich bin dankbar, dabei ausgezeichnete Seelsorger an meiner Seite gehabt zu haben. Durch sie sind wir Jugendliche motiviert worden, uns kritisch mit dem Marxismus-Leninismus, aber auch mit anderen Vorstellungen auseinanderzusetzen. Bei unseren Treffen wurde intensiv gearbeitet und existentiell nachgedacht. Einem Priester meiner Jugendzeit verdanke ich besonders viel, auch sehr anregende Auslandserfahrungen auf Reisen mit unserer katholischen Jugendgruppe (natürlich nur innerhalb einiger Ostblockländer). Das alles hat meinen Horizont enorm geweitet und mich in meinem Glauben theoretisch und praktisch weitergeführt. Das hat mir auch Mut verliehen, mich in manchem zu widersetzen. So wurde ich z.B. weder Mitglied in den sozialistischen Verbänden „Junge Pioniere“ oder „Freie Deutsche Jugend“, bin nicht zur sogenannten Jugendweihe gegangen und habe zudem bei der Musterung zur Nationalen Volksarmee den Dienst mit der Waffe abgelehnt und mich nur als „Bausoldat“ erfassen lassen.

Wie viele andere habe ich Kirche in dieser bedrängenden Situation immer wieder als einen Zufluchtsort erfahren, an dem es möglich war, sich freimütig auszutauschen, in seinem Gewissen ernst genommen und in seiner Würde bestärkt zu werden. Auch wenn ich als Katholik zu einer kleinen Minderheit in einem weithin noch evangelisch geprägten Umfeld und einem kirchenfeindlichen Staat gehörte, war ich doch stolz darauf, katholisch zu sein. Dazu hat sicher mit beigetragen, darum zu wissen, dass die katholische Kirche weltweit verbreitet ist und unzählige Menschen aus vielen Völkern und Nationen, aus Politik und Gesellschaft, Wissenschaft und Kultur

sich zu ihr bekennen. Bewusst katholisch zu sein, bedeutete für mich aber nicht, sich von den anderen Christen nur irgendwie überheblich abzugrenzen. Gerade in solchen Verhältnissen und beflügelt durch den ökumenischen Aufbruch nach dem II. Vatikanischen Konzil rückten wir Christen insgesamt dichter zusammen. Rückblickend meine ich, dass wir Katholiken durch die evangelischen Christen, ihre Frömmigkeit, ihre kirchliche Praxis und ihr öffentliches Zeugnis damals sogar gewissermaßen in unserem Christsein mitgetragen wurden. Besonders einprägsam waren für mich die ersten ökumenischen Gottesdienste in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Unvergesslich wird mir jener in der überfüllten Marktkirche meiner Heimatstadt Halle an der Saale bleiben, als Vertreter aller anwesenden Konfessionen die anderen um Vergebung für das von ihren Gemeinschaften begangene Unrecht baten. In den Schulklassen gab es nur wenige Christen, und da zählte nicht in erster Linie die Kircheng Zugehörigkeit, sondern dass man überhaupt „gläubig“ war. Diese Erfahrungen gehören unlösbar zu meiner christlichen Existenz, so dass für mich Katholisch-Sein im „Lande Luthers“ (gemeint ist damit vorwiegend Sachsen-Anhalt) von Anfang an mit einem ökumenischen Horizont verbunden war.

In Bulgarien wurden Pfarrer der verschiedenen Kirchen schon kurz nach der kommunistischen Machtergreifung unterdrückt, nicht wenige getötet. Gab es während der kommunistischen Herrschaft in der DDR auch Märtyrer der katholischen Kirche? Wenn ja, sind diese in der Gesellschaft bekannt?

In der DDR ist man meiner Meinung nach weithin vorsichtiger und indirekter vorgegangen. Zum einen stand man an der Grenze zu Westeuropa sehr stark unter der Beobachtung der Bundesrepublik Deutschland und ihrer Verbündeten und wollte den Anschein, ein demokratischer Staat zu sein, nicht zu sehr gefährden. Zum anderen waren beide Kirchen gesellschaftlich nicht zu unterschätzen: die evangelische Kirche lange Zeit noch als relativ große Volkskirche angesehen und die wesentlich kleinere katholische Kirche in Verbindung mit dem Papst und auch internationalen Beziehungen. Direkte Märtyrer aus dieser Epoche sind mir nicht bekannt, wohl aber weiß ich, dass einige Pfarrer und Laien – meist jedoch unter Angabe nichtreligiöser Gründe – zeitweise inhaftiert waren. Momentan ist im Osten Deutschlands wieder eine Diskussion darüber ausgebrochen, ob Christen nun tatsächlich in der DDR systematisch diskriminiert und bekämpft wurden oder nicht.

Als ein großes Problem für die osteuropäischen Kirchen nach der Wende erwies sich die Verstrickung nicht weniger ihrer wichtigen Personen mit dem totalitären Regime. Wie hat die katholische Kirche in der Ex-DDR diese Vergangenheit aufgearbeitet, gab es drastische Personaländerungen?

In den ersten Jahren nach 1989 war das ein sehr dramatisches und emotionales Thema, vor allem, weil ja den Kirchen als wichtige Mitstreiter bei der friedlichen Revolution allgemein ein großes Vertrauen entgegengebracht wurde. Wie sich gezeigt hat, gab es auch einige Priester und Laien aus unserem Bistum, die auf irgendeine Weise mit dem Staatssicherheitsdienst zusammengearbeitet haben. Trotz Aktenstudien war es meistens aber nicht leicht, dies eindeutig zu erheben und zu bewerten. Auf jeden Fall ist man innerkirchlich immer entsprechenden Hinweisen nachgegangen und hat auch verschiedene Konsequenzen gezogen.

Wann war Ihre erste Begegnung mit der Orthodoxie, unter welchen Umständen? Warum wurde diese für Sie so interessant?

Sicher bekam ich die ersten Anstöße dazu wohl schon als Jugendlicher durch meinen Heimatpfarrer. Dieser hatte bereits 1938 an der halleischen Martin-Luther-Universität in Slawistik

promoviert und ließ auch sonst seine Sympathie für den christlichen Osten und dessen Liturgien immer wieder durchblicken. Während meines Theologiestudiums in Erfurt war es ein ostkirchlich versierter und engagierter Präfekt im Priesterseminar, dem ich weitere Anregungen verdanke. Er hat mir auch hilfreiche Kontakte in Rumänien und Bulgarien vermittelt, so dass ich als Student auf Reisen dorthin in den Jahren 1974, 1975 und 1976 meine ersten praktischen Erfahrungen mit der Orthodoxie machen konnte. Vor allem Bulgarien ist da für mich zu einem Schlüsselerlebnis geworden. Dort habe ich an verschiedenen Orten prächtige und schlichte Liturgien mitfeiern können, bedeutende Klöster mit leider nur wenigen Mönchen erlebt, aber auch einige Priester und sogar Bischöfe kennengelernt. In Russe, wo ich immer bei der Einreise Station machte, war für mich besonders bewegend, dass damals dort schon ein orthodoxer Mönchsdiakon gelegentlich auch in der katholischen Kirche Orgel spielte und den kleinen Chor leitete. Unvergesslich ist mir die große Gastfreundschaft in Erinnerung, die uns – wir reisten immer zu zweit – an manchen Orten erwiesen wurde. Vielleicht erschien mir die orthodoxe Kirche anfangs etwas exotisch, zugleich fühlte ich mich aber auch in ihr irgendwie zu Hause und wurde mir immer mehr bewusst, wie viel uns verbindet und dass wir gewissermaßen Schwesterkirchen sind. Das hat mich nicht mehr losgelassen.

Welche waren die Verhältnisse zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche in der DDR? Haben sich diese nach der Wende geändert?

Insgesamt haben die Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkrieges, von nationalsozialistischer und kommunistischer Diktatur, von Vernichtung und Vertreibung sowie von Unterdrückung durch religionsfeindliche Mächte mit dazu beigetragen, dass sich katholische und evangelische Christen im Osten Deutschlands nach 1945 immer mehr aufeinander zu bewegten. So war es z. B. schon bald möglich, dass an manchen Orten katholische Flüchtlinge ihre Gottesdienste in evangelischen Kirchen feiern konnten. Zu bestimmten Gelegenheiten fand man sich zu ökumenischen Gottesdiensten zusammen und lud sich gegenseitig auch zu verschiedenen anderen Veranstaltungen ein. Oftmals las man gemeinsam in der Heiligen Schrift und sprach darüber oder stimmte sich in gesellschaftlichen Fragen ab.

Nach 1989 tauchten jedoch auf einmal inmitten der sich dramatisch verändernden gesellschaftlichen Bedingungen manche sonderbaren Verdächtigungen und Klischees auf, die die evangelisch-katholischen Beziehungen zeitweise belasteten. So wurde die sogenannte Wende von einigen als „protestantische Revolution“ vereinnahmt und den Katholiken vorgeworfen, als „Trittbrettfahrer“ dieser Entwicklung gezielt die Gunst der Stunde zu nutzen und überproportional stark in politische Ämter vorzudringen. Spannungen kamen auf, weil die katholische Kirche mehr der als konservativ geltenden Partei CDU verbunden und auf die neuen Verhältnisse positiver einzugehen schien, als die evangelische Seite, deren führende Köpfe mehr in anderen Parteien – der SPD oder im sogenannten Bündnis 90 – beheimatet waren und den Eindruck erweckten, als könnten sie sich mit dem neuen Staats- und Wirtschaftssystem nicht vollständig anfreunden. Hinzu kam die strukturelle Einbindung der ostdeutschen Christen in die ihrer Konfession entsprechenden Großkirchen der alten Bundesrepublik mit deren Interessen und Strategien sowie den damit verbundenen rechtlichen, politischen und finanziellen Vorgaben. Dies hat zweifellos zu einer gewissen Rekonfessionalisierung geführt. Gelegentlich waren auch infolge des Versuchs katholischer Laienverbände, in Ostdeutschland Fuß zu fassen, und des Zuzugs westdeutscher Katholiken, die in Politik und Verwaltung Verantwortung übernahmen, wieder historisch geprägte, aber anachronistisch anmutende Vorbehalte zu hören, so wenn beispielsweise befürchtet wurde, dass „lutherisches Land“ nunmehr von der katholischen Gegenreformation überrollt werde. Erfreulicherweise haben sich solche Irritationen aber nicht zu lange gehalten.

Heutzutage ist es selbstverständlich, zu wichtigen Anlässen ökumenische Gottesdienste zu feiern, treffen sich die führenden Geistlichen und andere Vertreter der Kirchen zu regelmäßigen Kontaktgesprächen, bei denen es möglich ist, sich über alles – einschließlich kritischer

Wahrnehmungen – offen und vertrauensvoll auszutauschen, werden die Jahresempfänge der Kirchen und die regelmäßigen Gespräche mit der Landesregierung ökumenisch durchgeführt. Außerdem bestreitet man auch manche Aktionen – z. B. für eine Kultur der Aufmerksamkeit gegen rechts- wie linksextreme Tendenzen, für den Sonn- und Feiertagsschutz oder für mehr Beteiligung an den Wahlen – gemeinsam. Gemeinden helfen sich oftmals kirchenmusikalisch aus. Dankenswerterweise können wir Katholiken gelegentlich auch den „evangelischen“ Dom in Magdeburg mitbenutzen. Und sowohl mein Vorgänger als auch ich waren schon eingeladen, in Wittenberg bzw. Eisleben von der jeweiligen „Luther-Kanzel“ zu predigen. Schließlich gehören zu meinen Visitationen der katholischen Pfarreien unseres Bistums inzwischen überall Begegnungen und Gespräche mit evangelischen Pfarrern und Pfarrerinnen fast selbstverständlich dazu.

War es bis zur friedlichen Revolution von 1989 verstärkt der marxistisch-leninistische Druck, der uns Christen hier in der Region zusammenrücken ließ, drängt oder beflügelt uns heute – im Sinne des sehnlichen Wunsches Jesu, dass die, die ihm nachfolgen, eins sein sollen, „damit die Welt glaubt“ – die extreme Entkirchlichung in unserer Region zu größerer Nähe. Solche Erfahrungen und Einsichten haben uns im Rahmen eines „Pastoralen Zukunftsgespräches“ 2004 dazu bewegt, einen eigenen Text zur Ökumene mit dem Titel „Als Kirchen gemeinsam auf dem Weg“ zu verfassen, in dem es programmatisch dazu heißt: „Im Bistum Magdeburg, gelegen im Ursprungsland der lutherischen Reformation, hat Ökumene eine besondere Bedeutung. In einer Situation, in der christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt dem Umgang der Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit zu ... Nur in einem lebendigen Miteinander werden die Kirchen in ihrem Tun und in ihren Anliegen von den Menschen verstanden und angenommen. Angesichts weit verbreiteter Gleichgültigkeit, von Vorurteilen und Gewohnheiten sind die Christen aufgerufen, in Wort und Tat gemeinsam vom Evangelium Zeugnis zu geben.“ Das haben wir seit Jahrzehnten auf vielfältige Weise versucht, davon sind wir immer noch überzeugt, auf diesem Weg wollen wir auch bewusst weitergehen.

Warum haben Sie die Ökumene als einen Schwerpunkt Ihrer Tätigkeit ausgewählt?

Der Grund dafür wurde bereits während meines Theologiestudiums als Priesteramtskandidat gelegt. Ökumenische Theologie gehörte schon damals – kurz nach dem II. Vatikanischen Konzil – unlösbar zu unserem Ausbildungsprogramm. Einerseits wurden durch das Philosophisch-Theologische Studium in Erfurt – die einzige katholische Hochschule im Gebiet der früheren DDR – auch evangelische Gastprofessoren eingeladen, um selbst Einblicke in die Theologie und Kirchlichkeit ihrer Tradition zu vermitteln. Andererseits wurde dort auch mein Interesse am christlichen Osten geweckt. Von da an nahmen mein Interesse für die östlichen Kirchen sowie meine wissenschaftliche und praktische Beschäftigung mit ihrer Geschichte und Gegenwart, ihrer Theologie und Spiritualität immer mehr zu. Wesentlich waren für mich dabei auch meine jahrelangen Studien zur Theologie- und Dogmengeschichte der frühen Kirche und nach 1989/90 die Möglichkeit, bei zahlreichen Begegnungen und in verschiedenen Gremien auf deutscher und seit einiger Zeit auch auf internationaler Ebene noch intensiver und vielfältiger mit Vertretern orthodoxer, altorientalischer und uniierter Kirchen ins Gespräch zu kommen und weiterzudenken. Als Katholik in „Luthers Land“ habe ich mich natürlich immer wieder auch theoretisch und praktisch mit dem evangelischen Christentum beschäftigt. Für all diese ökumenischen Erfahrungen bin ich sehr dankbar. Sie haben mich als Mensch und Christ und später als Priester und Bischof enorm bereichert, sensibler werden lassen, mit Respekt erfüllt und geistig wie geistlich herausgefordert. Meine heutigen Aufgaben als Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, als Mitglied des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen sowie meine Mitarbeit in verschiedenen Gremien mit Vertretern anderer Kirchen profitieren von den Erfahrungen, die ich seit meiner Jugend- und Studienzeit machen durfte.

Welche sind die wichtigsten Ziele im Dialog zwischen Katholiken und Orthodoxen? Wie schätzen Sie seine gegenwärtige Lage ein: gibt es in letzter Zeit mehr Fortschritt oder Rückschläge?

Nachdem 1965 die Anathemata zwischen Rom und Konstantinopel von 1054 – wie es heißt – aus dem Gedächtnis der Kirchen getilgt worden waren, begann zunächst ein „Dialog der Liebe“. Nach den Jahrhunderten der Entfremdung musste man sich schließlich erst einmal wieder richtig kennenlernen. 1980 war es dann möglich, zu einem „Dialog der Wahrheit“ überzugehen und theologische Gespräche aufzunehmen. Dabei stellte man schon bald große Übereinstimmungen fest. Infolge der gesellschaftspolitischen Veränderungen in Osteuropa nach 1989 kam es in den katholisch-orthodoxen Beziehungen jedoch zu großen Belastungen. Vor allem das Wiedererstarken der Griechisch-katholischen Kirche in der Ukraine wurde zum Problem. Erst 2009 traf man sich im orthodox-katholischen Dialog wieder zu einer Vollversammlung. In den letzten Jahren ging es dabei um das Thema „Synodalität und Autorität“. Erklärtes Ziel ist es, zu einer vollständigen *Communio* bzw. *Koinonia* zu kommen. Leider stellen sich immer wieder Hindernisse ein. In jüngster Zeit sind das besonders manche innerorthodoxen Spannungen oder antiökumenischen Proteste.

Würden Sie sagen, dass die Reformation ein Ergebnis der Vorsehung Gottes ist? War sie eher eine Fehlleitung oder ein notwendiges Korrektiv für die Entwicklung des Weltchristentums?

Wolfhart Pannenberg – ein evangelischer Theologe – hat einmal gesagt: „Die Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts kann nicht als Erfolg der Reformation betrachtet werden, sondern bedeutet deren vorläufiges Scheitern.“ Insofern wäre ich angesichts der tragischen Folgen der Erneuerungsbewegung jener Zeit sehr zurückhaltend, Gott dafür verantwortlich zu machen. Ich glaube aber, dass die Kirche immer wieder erneuert werden muss, um ihrer Berufung und Sendung treu zu bleiben. Solche Reformen geschehen in erster Linie durch den Heiligen Geist, erfordern aber auch menschliche Anstrengungen.

Lange Zeit hat man in der katholischen Kirche die Reformation negativ beurteilt. In den letzten Jahrzehnten gibt es darüber ein viel differenzierteres Bild. Welche positiven Folgen der Reformation für die katholische Kirche würden Sie nennen? Welche für die Gesellschaft?

Trotz aller kritischen Anfragen an Luther ist er schon 1983 in einer gemeinsamen Erklärung von Katholiken und Lutheranern als „Zeuge des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung“ bezeichnet worden. Vor allem ging es ihm ja um einen sehr existentiellen Zugang zur Heiligen Schrift und den lebendigen Glauben an die Erlösung durch Jesus Christus. Das hat auch in der katholischen Kirche zu mancher Besinnung auf das Wesentliche der christlichen Botschaft geführt und verschiedene innerkatholische Erneuerungsbewegungen mit beeinflusst. Konkret zeigt sich das zum Beispiel darin, dass wir Katholiken inzwischen das Wort Gottes wieder ernster nehmen und die Liturgie auch in den jeweiligen Volkssprachen feiern. Im deutschen Raum sind wir außerdem dankbar, viele evangelische Kirchenlieder mitsingen zu können. Gesellschaftlich bedeutsam ist unter anderem, dass die deutsche Sprache wesentlich durch Luther und seine Bibelübersetzung geprägt worden ist. Außerdem haben reformatorische Vorstellungen bestimmte politische, soziale und kulturelle Entwicklungen zweifellos mit geprägt.

Welche gemeinsamen Aufgaben haben heute die Kirchen angesichts einer fortschreitenden Säkularisierung der Gesellschaft? An welchen konkreten Initiativen oder Projekten in Kooperation mit den anderen Kirchen beteiligt sich Ihr Bistum, um dieser Tendenz entgegenzuwirken, die zu einem gewissen Grade auch durch die Reformation verursacht wurde?

Während in Deutschland insgesamt etwa ein Drittel der Bevölkerung katholisch, ein Drittel evangelisch und ein Drittel zumeist konfessions- beziehungsweise religionslos ist oder anderen Kirchen beziehungsweise Religionen angehört, beträgt die Zahl derer, die im Osten Deutschlands sich zu keiner Kirche oder anderen Religion bekennen, mehr als 80 %. Beide Kirchen – die evangelische und noch mehr die katholische – sind im Gebiet der ehemaligen DDR also kleine Minderheiten. In einer solchen Situation ist es für uns Kirchen und Christen schon aus Glaubwürdigkeitsgründen geboten, in vielem gemeinsam aufzutreten und zu handeln. Ein Großteil der Bevölkerung versteht ohnehin nicht mehr, warum es noch verschiedene Kirchen gibt. Wichtig ist dabei, die zunehmende Säkularisierung nicht nur zu kritisieren, sondern auch Möglichkeiten zu suchen, unseren Mitmenschen den christlichen Glauben und seine Werte auf einfühlsame und überzeugende Weise nahezubringen. Darum bemühen wir uns als Kirchen und einzelne Christen vielfach gemeinsam: durch Vorträge und Gesprächsrunden, Stellungnahmen und Interviews, ökumenische Gottesdienste und biblische Betrachtungen, Ausstellungen und Konzerte. Auch in unseren kirchlichen Schulen und sozial-karitativen Einrichtungen können Nichtchristen etwas von dem erfahren, wovon wir als Christen überzeugt sind und leben. Bemerkenswerterweise lassen sich seit 1989 – was vorher fast gar nicht vorkam – inzwischen auch wieder manche Erwachsene taufen, evangelisch oder katholisch. Auf jeden Fall ist uns klar, dass wir das Evangelium Jesu Christi anderen nicht wie einen nassen Waschlappen um die Ohren schlagen dürfen, sondern wie einen wärmenden Mantel hinhalten müssen, damit sie freiwillig hineinschlüpfen können. Andere Methoden sind zum Scheitern verurteilt.

Exzellenz, heutzutage ist die Existenz verschiedener Konfessionen nebeneinander fast eine Selbstverständlichkeit für die Christen. Wie ist Ihre Meinung zur These, dass dieser Zustand zu einem erheblichen Grade eine Folge der starken Profilierung der Kirchen als Ergebnis der Reformation und der anschließenden Gegenreformation ist? Spaltungen gab es auch davor, doch es scheint, dass das Bewusstsein einer Zusammengehörigkeit stärker war als nach der Reformation. Sprach man nach dem Großen Schisma 1054 eher von Ost- und Westkirche bzw. von „griechischen“ und „lateinischer“ Kirche, so verwendet man mittlerweile im Alltag die Worte „evangelisch“, „katholisch“, „orthodox“ viel öfter als konfessionelle Bezeichnungen völlig getrennter Kirchen und weniger als Bezeichnungen für die eine universelle Kirche.

Der Ökumenische Patriarch Athenagoras soll einmal gesagt haben: Er sei jederzeit bereit, nach Rom zu gehen und aus dem Kelch des Papstes die Kommunion zu empfangen. Er halte nämlich den Papst für orthodox, ebenso wie er sich selbst als katholisch verstehe, und das deswegen, weil beide evangelisch seien. Tatsächlich wurden Grundmerkmale von Kirche (nämlich sowohl orthodox als auch katholisch und evangelisch zu sein) infolge der Reformation immer mehr zu Begriffen, die jeweils eine Konfession für sich beanspruchte, um sie den anderen abzusprechen. Aus der Confessio, dem ursprünglichen Bekenntnis der Sünden und des Glaubens, entwickelten sich zahlreiche Confessiones, für jede der rivalisierenden Glaubensrichtungen eigene. Das betraf zunächst die verschiedenen Strömungen des Protestantismus und die katholische Kirche, später aber auch die orthodoxe Kirche. Funktion dieser Bekenntnisse war es jetzt, die reine Lehre innerhalb der jeweiligen Gemeinschaft zu sichern, sich gegenüber der unreinen Lehre der anderen abzugrenzen und die Anhänger der für allein wahr gehaltenen Lehre auch unter politischen Gesichtspunkten zu formieren. Überall entwickelten sich typische Denkweisen, Frömmigkeitsformen und Lebenswelten. Letztendlich hat diese Profilierung im Widerspruch gegeneinander zu verschiedenen Einseitigkeiten geführt und die Spaltung immer mehr verfestigt.

In der Reformationszeit war die Türkengefahr eines der wichtigsten außenpolitischen Themen. Luther selbst versuchte diese Invasion theologisch zu reflektieren und sah in ihr eine Strafe Gottes

und ein Zeichen des kommenden Weltuntergangs. Gleichzeitig forderte er, dass man den Islam kennenlernen und der Koran deswegen auf Deutsch übersetzt werden sollte. Heute kommen viele Moslems nach Europa auf der Suche nach mehr Sicherheit und Wohlstand. Als Reaktion darauf redet man immer mehr von einer schleichenden Islamisierung Europas. Wie können Sie als Bischof in einer Stadt, in der die Mitglieder aller Kirchen zusammen ca. 10 % der Bevölkerung darstellen, reagieren und die besorgten Menschen beruhigen? Welche konkreten Initiativen hat Ihr Bistum in dieser Hinsicht?

Im Osten Deutschlands leben bislang – außer in Berlin – nur sehr wenige Muslime. Manche sind schon länger hier und arbeiten zum Beispiel als Ärzte oder Wissenschaftler. Andere sind auf der Flucht vor Krieg und Terror in ihren Ländern zu uns gekommen. Flüchtlingen und Migranten – egal welcher Herkunft oder Religion – zu helfen, wird in unserem Bistum als eine wichtige Herausforderung und ein Gebot christlicher Nächstenliebe angesehen. Schon seit 20 Jahren gibt es in Magdeburg ein katholisches „Interkulturelles Beratungs- und Begegnungszentrum“ und einen Verein, der sich um unbegleitete minderjährige Flüchtlinge kümmert. Außerdem setzen sich viele Ehrenamtliche in unseren Gemeinden für alle möglichen Menschen in Not – seien es Christen oder Nichtchristen – ein, spenden Geld oder leisten ihnen anderweitig Beistand. Dazu gehört auch, manchen fremdenfeindlichen und rassistischen Tendenzen in unserer Gesellschaft entschieden entgegenzutreten. In einem unserer katholischen Krankenhäuser wurde Muslimen sogar ein eigener Gebetsraum zur Verfügung gestellt. Aufgrund vielfältiger Erfahrungen bin ich davon überzeugt, dass Menschen verschiedener Religionen durchaus in Frieden zusammenleben können; man muss es nur wollen und sich auch darum bemühen. Entscheidend ist dabei vor allem die Achtung der Würde eines jeden Menschen und eine solidarische Gesinnung.

Auch in Ostdeutschland, wo die Religion mittlerweile eine sehr geringe Rolle spielt, gibt es Konvertiten zum Islam. Wie erklären Sie sich dieses Phänomen? Kann man auch die Tendenz einer steigenden Zahl von Moslems feststellen, die zum katholischen Glauben übertreten?

In allen Verunsicherungen angesichts moderner Entwicklungen scheinen manche wieder mehr Halt zu suchen und das Christentum ihnen zu kompliziert zu sein. Vielleicht ist das eine der Ursachen, weshalb einzelne zum Islam konvertieren. In unserer Region habe ich aber von solchen Fällen noch nicht gehört. Andererseits sind mir jedoch einige wenige Muslime begegnet, die sich taufen lassen wollten. Am verständlichsten und überzeugendsten war das für mich bei mehreren Flüchtlingen aus dem Iran, die schon in ihrer Heimat gewissermaßen heimlich als Christen gelebt hatten, aber noch nicht getauft waren. Dass es viele Muslime wären, die zum Christentum übertreten, kann ich nicht bestätigen. Außerdem geht das nicht von heute auf morgen. Wer sich bei uns in der katholischen Kirche als Erwachsener taufen lassen möchte, muss sich in einem etwa einjährigen Katechumenat darauf vorbereiten.

Und zum Schluss: Welche sind Ihre Hoffnungen und Vorstellungen von der Entwicklung der Ökumene und was würden Sie sich in dieser Hinsicht wünschen?

Wie bei gesellschaftlichen Problemen ist es auch in der Ökumene nicht immer so ganz einfach. Die zwischenchristlichen Verhältnisse sind komplex und kompliziert, und meistens gibt es keine einfachen Lösungen. Entscheidend ist da, sich auf allen Ebenen – zwischen den Bischöfen und Kirchenleitungen, unter den Theologen und an der sogenannten Basis – nach Kräften mit Herz und Verstand um noch mehr Versöhnung und Verständigung zu bemühen, Vertrauen aufzubauen und einen langen Atem zu haben. Und dann sollte – wenn ein solcher denn kommt – der Kairos nicht verpasst werden. Für mich ist es heute immer noch ein Wunder, was sich 1989 bei uns in Deutschland und in Osteuropa gesellschaftlich und politisch ereignet hat. Könnte der Geist Gottes

nicht ebenso, wenn seiner Meinung nach das Maß voll und die Zeit reif ist, die noch verbliebenen Hindernisse beseitigen und die Christen zur Einheit führen?